



Sexismus und Rassismus in der Migrationsgesellschaft

Von *Muriel González Athenas*

Die Kölner Silvesternacht ist zur Zäsur der Willkommenskultur aus dem Jahr 2015 geworden. Dabei geht es einerseits um die Nacht am Kölner Hauptbahnhof, die aus einem Ensemble aus sexualisierter Gewalt gegen Frauen, organisierten Raubzügen, Untätigkeit und Unfähigkeit der Polizei und Fragen der Sexismusblindheit besteht und andererseits um die unmittelbar einsetzende massive Instrumentalisierung der Nacht im Dienste eines rechtspopulistischen Projekts zur Entsolidarisierung mit Geflüchteten. Seitdem bestimmen rassistische Angriffe von Bürgerwehren bis zu rassistisch-konnotierten parlamentarischen Gesetzestexten den öffentlichen Diskurs. Grundsätzlich erfolgt dabei ein rassistisches Gegeneinanderstellen, von vermeintlichen Frauenrechten gegenüber einer als kulturellem Sexismus beschriebenen Bedrohung von „Außen“. „Kulturell“, weil sexistisches Verhalten den „anderen“ als etwas ihren Traditionen, Religionen und Kulturen konstitutives, innewohnendes beschrieben wird. Gleichzeitig wird damit ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis externalisiert und man kann es weit von sich weisen, nämlich den „anderen“ zuschreiben. Zusätzlich dient es der immer wiederkehrenden Argumentation und Gegenüberstellung von zivilisiert und unzivilisiert, womit „das zivilisierte Deutsche“ wiederum bestätigt wird. Dies hat ideengeschichtlich ihren Ursprung in älteren kolonialen und imperialen Europadiskursen (Vgl. Altenburg 2008).

Doch was bedeutet Sexismus und sexuelle Gewalt und wie hat sich die Debatte und damit auch die öffentliche Wahrnehmung seit 1945 entwickelt? Um sich der Frage nach der Definition zu widmen, lohnt ein Blick in die Entwicklung um die Debatten über sexualisierte Gewalt. Eine Definition von sexualisierter Gewalt ist schwierig, da „Gewalt gegen Frauen [...] nicht das individuelle Problem einzelner Frauen [ist], sondern Ausdruck historisch gewachsener ungleicher Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, die dazu geführt haben, dass die Frau vom Mann dominiert und diskriminiert wird und so daran gehindert wird, sich voll zu entfalten“ (Abschlussdokument der Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen, 1996). Die Debatte der feministischen Frauenhaus- und Gesundheitsbewegung der 70er Jahre hat eine entscheidende Wende im sprachlichen Umgang mit dem Thema hervorgebracht: Es wird nicht mehr von sexueller Gewalt, sondern von sexualisierter Gewalt gesprochen. Damit soll deutlich gemacht werden, dass jegliche Form von Gewalt gemeint ist, die sich in sexuellen Übergriffen ausdrückt. Die sexuellen Handlungen dienen als Mittel zum Zweck, zur Ausübung von Macht und Gewalt und haben nicht zwingend etwas mit Sexualität zu tun. Sexualisierte Gewalt findet deshalb oft in Abhängigkeitsverhältnissen statt. Es gibt daher Gruppen, die dieser Art von Gewalt besonders häufig ausgesetzt sind. Das sind Mädchen und Frauen mit Beeinträchtigung oder Behinderung, Migrantinnen und Prostituierte. Allerdings finden entgegen aller öffentlichen Wahrnehmung zwei Drittel aller Vergewaltigungen im



Nahbereich statt, das heißt im Freundeskreis, zu Hause, in der Partnerschaft oder am Arbeitsplatz. Nur wenige Täter üben sexualisierte Gewalt aufgrund einer psychischen Erkrankung aus. Die meisten Täter sind sich ihrer Handlungen bewusst. „Jede Frau und jedes Mädchen, gleichgültig wie alt oder attraktiv sie ist, welcher Nationalität oder Religion sie angehört, kann sexualisierte Gewalt erleiden“, heißt es auf der Homepage des Hilfefonns der Bundesregierung in Köln. Dort heißt es weiter „Sexualisierte Gewalt gegen erwachsene Frauen wird nicht nur in Form von Vergewaltigungen ausgeübt. Sie äußert sich auch durch sexuelle Belästigung, zum Beispiel in Form von:

- sexuellen Anspielungen, obszönen Worten oder Gesten
- aufdringlichen und unangenehmen Blicken
- Briefen oder elektronischen Nachrichten mit sexuellem Inhalt
- dem unerwünschten Zeigen oder Zusenden von Bildern oder Videos mit pornografischem Inhalt
- sexualisierten Berührungen“

Ein historisches und aktuell fortgesetztes Machtungleichgewicht voraussetzend, wonach das Männliche dem Weiblichen gegenüber privilegiert wird, kann diese Aufzählung erweitert werden, nämlich um alle Formen der Diskriminierung aufgrund von sozialem Geschlecht. Dazu gehören zusätzlich Einstellungen, Stereotypen und kulturelle Elemente, die diese Diskriminierung begünstigen und weitläufig Sexismus, sexistisches Verhalten oder sexistische Strukturen zur Grundlage haben oder diese produzieren. Sexistische Strukturen wären beispielsweise, dass bis 1997 Vergewaltigung in der Ehe nicht bestraft wurde oder dass Frauen bei einer Vergewaltigung explizit nein sagen müssen, auch wenn sie nicht in der Lage dazu sind, sonst wird es als minderschweres Vergehen behandelt. Ein immer wieder auch in den Medien behandeltes Thema wäre auch die Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern bei gleicher Qualifikation und Tätigkeit. Der sprachliche Bezug auf die Begrifflichkeit Männlichkeit meint, dass es sich um Stereotype, Ideale, Ordnungsmuster, Bilder usw. handelt, an denen die einzelnen Menschen gemessen werden und sich messen. Es sind demzufolge Denkmuster oder Denkvoraussetzungen, die nicht immer bewusst abgespielt oder eingesetzt werden, es ist eben auch ein Ordnungsprinzip westeuropäischer Gesellschaften, das in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern wirksam ist.

In den offiziellen Statistiken spiegeln sich die Anzeigen von Frauen wider, die den Mut hatten, Gewalt oder beispielsweise Benachteiligung im Berufsfeld anzuzeigen. Doch geht man davon aus, dass die Einteilung der Geschlechter in weiblich und männlich zwecks Hierarchisierung eine gesellschaftliche Grundstruktur ist, dann ist jede Frau davon betroffen. Das schließt keinesfalls aus, dass Männer nicht unter einem solchen Verhältnis leiden oder auch Gewalt ausgesetzt sind. Das Dominanzverhältnis „funktioniert“, weil es nicht immer offensichtlich, klar und kontinuierlich privilegiert oder diskriminiert.

Doch knüpfen wir wieder an die Kölner Silvesternacht und ihre Folgen an. Was ist in der Folge der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen passiert? Folge dieser



medienwirksamen Hetze ist beispielsweise, dass rechte Gruppierungen sich auf dieses Ereignis stürzten, um die „weißen“ Frauen zu beschützen. Und sie gewinnen immer mehr öffentlichen Raum. Dabei geht es ihnen selbstverständlich nicht um die Verhinderung von sexualisierter Gewalt oder gar um die Emanzipation der Geschlechter. Es sind Gruppen und auch Einzelne, die eine Gesellschaftsideologie verfolgen, die erstens ein ganz klar bipolares und heterosexistisches Geschlechterbild propagiert und dementsprechend auch klare hierarchische gesellschaftliche Positionen damit verbindet und zuweist. Dieses Ineinandergreifen von sexistischem Geschlechterverständnis und eurozentristischem/nationalistischem Rassismus hat in Deutschland eine längere Geschichte und findet daher auch in der Aktualität schnell Anknüpfungspunkte.

Die Exotisierung und Sexualisierung einer Gruppe dient hier der Bestätigung und Erhöhung des Eigenen im Sinne eines europäischen Zivilisationsdiskurses oder eines rechtspopulistischen Nationalismus.

Ein Blick in die Geschichte wagen

Bürgerliche Geschlechterordnungen und koloniale Ordnungen waren im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter des wirtschaftlichen und politischen Aufstiegs des europäischen Bürgertums, untrennbar miteinander verbunden. Das galt auch für die deutschen Kolonien. Die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert propagierte eine dualistische, heterosexistische auf die „Keimzelle“ der Nation beruhende Vorstellung von der bürgerlichen Familie. Als natürlich und universell wurden die so konstruierten Geschlechtercharaktere gedacht. Diskussionen um Geschlechterverhältnisse bzw. ihre Rollenzuweisungen dienten dem Bürgertum zur Abgrenzung von anderen sozialen Klassen und besonders auch anderen Nationalitäten. Beispiele dafür sind die Gegenüberstellungen von der „deutschen Hausfrau“ mit der „koketten Französin“, der „rückständigen unzivilisierten Chinesin“ oder den „lasterhaften und wilden Fabrikarbeiterinnen“ oder auch wahlweise die „fleißige, brave und anständige Fabrikarbeiterin“. So dienten den deutschen Kolonialist_innen die Unterschiede im Geschlechterverhältnis als Unterscheidungsmerkmal den angeblich „Unzivilisierten“ gegenüber. Gleichzeitig diente dieses Argument der Legitimation von kolonialer Herrschaft – die Mission der „Zivilisierung“ spielte auch im 19. Jahrhundert weiter eine entscheidende Rolle.

Zusätzlich wurden die Kolonien als „jungfräuliche“ Territorien beschrieben, die vom weißen Mann entdeckt, erobert und eben zivilisiert werden mussten. Auf diese Art und Weise wurden die Bevölkerungen der kolonisierten Gebiete zusätzlich als weiblich konnotiert. Ihnen wurden sogenannte weibliche Eigenschaften zugeschrieben, wie Passivität, Irrationalität und Natürlichkeit. Damit war eine Übertragungsleistung der eigenen Geschlechterordnung auf das koloniale Verhältnis und sein Fortwirken festgeschrieben. Die Kolonialist_innen waren in ihrer Männlichkeit (bzw. Geschlechterrollen insgesamt) aber auch in ihrer kolonialen und imperialen



Überlegenheit bestätigt. In Reiseberichten, Medien, Briefen und öffentlichen politischen Diskursen wurden daher die Frauen in den Kolonien immer zu Objekten weißer Begierde gemacht. Afrikanische Frauen (und Männer) wurden mit zügelloser Sexualität assoziiert. Weiße Männer sahen die sexuelle „Eroberung“ oder die „Zivilisierung“ als ihr Vorrecht an. Allerdings konnten intime Beziehungen oder auch Ehen zwischen Kolonist_innen und Kolonisiert_innen die koloniale Ordnung selbst infrage stellen, die Grenzen konnten verwischen, was im Deutschen Reich inkl. Kolonien zu einer ausgeprägten „Mischehen“-Politik führte. Diese Politik bezieht sich auf die Kontrolle wer wen heiraten durfte und wie viele solcher Ehen zugelassen wurden. In den deutschen Kolonien war was als männlich oder weiblich galt, nie alleine mit dem Geschlecht einer Person verbunden, sondern eben auch mit sozialer Klasse, Nationalität und Rasse, die den Menschen zugeordnet wurden. Aber genau diese Verflechtung der Kategorien brachte eine Uneindeutigkeit der kolonialen Geschlechterordnung mit sich, die immer wieder diskutiert und neu verhandelt wurde. Das geschah nicht nur in den Kolonien, sondern eben auch im Reich. Beispielsweise gab es wenig Ehen oder informelle Beziehungen zwischen deutschen Frauen und kolonisierten Männern. Sie waren schlecht angesehen und galten als die totale Umkehrung der kolonialen Geschlechterordnung. Durch solche „Mischehen“ wurden die gewollten Grenzen verwischt, auf diesen Grenzen des Schwarz/Weißen basierte jedoch die Kolonialherrschaft. Die Kinder solcher Verbindungen waren nicht mehr in diese binäre Farbenlogik einteilbar. Zudem „befürchtete“ man, dass deutsche Männer, die in einer solch gemischten Familie lebten, ihre eigene nationale Kultur verlernten (in den deutschen Kolonien sprach man in dem Fall von „Verkaffung“). Dies stellte grundsätzlich die weiß-deutschen Herrschaftsansprüche infrage.

Eine weitläufige Ansicht, die diesem möglichen „Verlust“ entgegenwirken sollte, war die Idee, mehr deutsche Frauen in den Kolonien anzusiedeln, so dass die weißen Männer nicht mehr darauf angewiesen wären, eine kolonisierte Frau zu heiraten. Weiße Frauen im heiratsfähigen Alter wurden für die Auswanderung in die Kolonien angeworben, um dort weiße Männer zu heiraten und weiße Kinder zu produzieren. An diesen Anwerbungen und Politiken beteiligten sich auch Teile der Deutschen Frauenbewegungen, namentlich der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (1907) (Vgl. Walgenbach 2005, 83). Ihre Aufgabe war auch die deutsche Kultur und bürgerliche Normen wie Disziplin, Sauberkeit und Ordnung in den Kolonialgesellschaften zu kultivieren.

Jüngst wurden in der Forschung die national-imperialen gesinnten Frauen und ihre Verbände der neuen politischen Rechten zugeordnet. Im Zuge der Krise des traditionellen Parteiensystems und des Strukturwandels der deutschen Gesellschaft um 1900 gewannen diese Positionen und auch die Agitationspolitik dieser Verbände, so die Forschung, immer mehr an Einfluss. Dies war einer der Einflüsse, der zur Nationalisierung der politischen Kultur im Kaiserreich beitrug. Eine Zeit in der auch liberaldemokratische und sozialistische Forderungen nach individueller Freiheit, Gleichheit und politischer Partizipation laut vernehmbar waren. Gleichzeitig wurde mit der Kolonie eine Vorstellungswelt erschaffen, die es sowohl Männern als auch Frauen erlaubte, Träume in die „wilde natürliche Welt Afrikas“ zu projizieren. Mehr individuelle



Freiheiten und ein neues Selbstverständnis beflügelten die Kolonialphantasien. So bot der Kolonialdiskurs die Verbindung zwischen Gleichheit nach innen und Differenz nach außen an. Das vorherrschende Prinzip dieses neuen Diskurses war die Rassenideologie, die zwischen heimischen Staatsvolk und kolonialen Völkern differenzierte.

Dies geschah auf der Grundlage der deutschen Geschlechterordnung des Kaiserreichs. Vorstellungen über Ehe, Sexualität, Haushalt und Kindererziehung sollten vor allem über die eingewanderten deutschen Frauen transportiert werden. Für viele deutsche Frauen bedeutete die Auswanderung in die Kolonien, in denen sie einen eigenen Haushalt gründeten und diesem vorstanden und damit über kolonisierte Frauen und Männer bestimmten, den sozialen Aufstieg. Aus vielen kolonialen Berichten, Literatur und Briefen geht hervor, auf welche Art und Weise deutsche Frauen zur Konstruktion von Rasse und Geschlecht in den Kolonien beitrugen. Sie befehligten nicht nur das kolonisierte Hauspersonal, sondern verwiesen sie ständig in ihre Rollen (Vgl. Bechhaus-Gerst 2009). Ausgehend von einem rassistisch-biologistischen Menschenbild – „unfähige“ und „faule“ Hausangestellte –, gab es bestimmte Arbeiten für Frauen und Männer. Diese vergeschlechtlichte Arbeitsteilung traf aber zum Teil auf vorherige andere Geschlechterordnungen. Kolonisierte Männer weigerten sich beispielsweise bestimmte Arbeiten zu übernehmen, die von ihnen als weiblich bzw. als Arbeit der Frauen angesehen wurden. Sie wurden aber von ihren „Herrinnen“ gezwungen, diese Arbeiten, wie fegen, putzen, Wäsche waschen, zu machen. So wurde die Hausmacht immer wieder hergestellt und gleichzeitig kolonisierte Männer „verweiblicht“, um sie der rassifizierenden Kolonialordnung zu unterstellen.

Dass diese Ordnung durch ein tägliches Kolonisieren immer wieder in allen gesellschaftlichen Feldern (Politik, Verwaltung, Haushalt usw.) hergestellt und zementiert werden musste, zeigt aber auch, dass sie weder natürlich noch selbstverständlich war. Und auch, dass Kolonisierte immer wieder Widerstand leisteten und in ihren täglichen Überlebensstrategien die Ordnung unterliefen, ablehnten, ignorierten, verwandelten usw. (Vgl. Lerp 2009). Doch die koloniale Geschlechterordnung war eine sehr wirkmächtige, die sich nicht nur in den Kolonien, sondern auch im Reich durchsetzte und zum Teil bis heute Wirkung zeigt. Frauen of Color werden immer noch erotisiert und exotisiert, Männer of Color immer wieder als Bedrohung der weißen Frauen und damit grundsätzlich Menschen of Color als Bedrohung des Abendlandes inszeniert.

Selbstverständlich ist Geschichte, auch wenn sie hier in der kurzen Form um einen roten Faden gesponnen wurde, nicht linear, chronologisch und stringent. Auch deutsche Kolonialgeschichte ist gebrochen, eckig, voller Widersprüche und auch geringfügig widerspenstig. Es gab durchaus auch Kritik, sowohl an der herrschenden Geschlechterordnung zum Ende des 19. Jahrhunderts als auch an imperialer Kolonialpolitik. Die vorliegende Erzählung will jeweils die dominanten gesellschaftlichen Erzählungen und Politiken verorten, die bis heute Anknüpfungspunkte liefern und die so helfen, bestimmte Entwicklungen zu verstehen. Aber nicht der aufklärerische Gedanke war hier Motor des Artikels, sondern das





„Verstehen“ soll dem Widerstand dienen, Widerstand denkbar machen und ihn auf die Straße tragen. Tradiertere Bilder an die schnell angeknüpft werden kann, Widersprüche in feministischen Positionen, paternalistische Antirassismuserbeit (beispielsweise mit Flüchtlingen), Stellvertreterpolitiken usw. können mit Hilfe der historischen Verortung dekonstruiert und neue Wege und Positionen formuliert werden.

Links:

- <https://www.hilfetelefon.de/gewalt-gegen-frauen/sexualisierte-gewalt.html> (zuletzt abgerufen 7.3.2017)
- <http://www.autonome-frauenhaeuser-zif.de/de/themen/gewalt-gegen-frauen> (zuletzt abgerufen 7.3.2017)
- <http://ausnahmslos.org/#> (zuletzt abgerufen: 8.3.2017)

Literatur- und Quellenverzeichnis:

Altenburg, Detlef/Ehrlich, Lothar/John, Jürgen (2008) (Hg.): Im Herzen Europas. Nationale Identitäten und Erinnerungskulturen, Köln: Böhlau Verlag.

Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (2005) (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien, Berlin: Ch. Link Verlag.

Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus, Bielefeld: Transcript Verlag.

Egger, Maureen Maisha et al. (Hg.) (2005): Mythen, Masken und Subjekte: Kritisches Weisseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast Verlag.

Lerp, Dörte: zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung, in: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (2005) (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien, Berlin: Ch. Link Verlag, S. 32-40.

Walgenbach, Katharina (2005): Weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur. Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt/New York: Campus.

Über die Autorin

Muriel González Athenas ist promovierte Historikerin und Post-Doc am Lehrstuhl Frühe Neuzeit und Geschlechtergeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Sie arbeitet zu den Schwerpunkten Kulturgeschichte der Arbeit, Geschlechtergeschichte, feministische Epistemologie, Körperkonstruktionen, Oral History, Karten und Macht. Sie ist (Mit-)Herausgeberin von „Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung (transcript, 2014) und der Monographie „Kölner Zunfthandwerkerinnen 1650-1750. Arbeit und Geschlecht“ (university press kassel, 2014).